

# Linke Geschichtsideologie oder restaurative Erinnerungskultur?

Die Agency von sozialistischen Denkmälern in der Bundesrepublik Deutschland, 1989–2019

MARTIN SCHIEDER

---

## SUMMARY

History is the story of changing signs and conflicting symbols. In hardly any other political ritual does the power of images become so obvious as in the toppling of monuments that take place when power and political systems change. Like an *executio in effigie* the statue of an overthrown leader or a hated ideologue is pulled down from its pedestal. After the fall of the Berlin Wall this ritual also became a phenomenon in the reunified Federal Republic of Germany, triggering lively public debates in politics, media and science. In the context of today's growing re-nationalization and reactionary historicization, some are again recalling these toppled monuments and attempting to assign them a new place in collective memory and in scholarship. Against this background, the article examines how, in a Germany that has been reunified for thirty years, the political monuments of socialism were and are handled: between dismantling and musealization, between auctioning off and exhumation, between sharing heritage and performance, and between amnesia and nostalgia.

## Monumentalnaja Propaganda

„Um das Denkmal ist ein rohes Balkengerüst geschlagen. Um den Hals des mächtigen gekrönten Mannes, um den Reichsapfel in seiner linken Hand, um das dünne Zepter in seiner Rechten hat man Taue gewunden. Es wirkt wie die Vorbereitung zu einer Hinrichtung im elektrischen Stuhl. Alte Leute stehen wortlos bei dem Denkmal. [...] Sie stehen da mit dem äußeren Gleichmut von Spaziergängern. In ihr Herz sieht niemand. Niemand weiß, ob ihr russisches Herz monarchistisch oder kommunistisch ist“ (Abb. 1).<sup>1</sup>

Versetzen wir uns 100 Jahre in der Geschichte zurück, dann stoßen wir im revolutionären Russland auf eine kulturpolitische Doktrin, die in besonderer Weise auf den aktuellen Diskurs *Renationalisierung oder Sharing Heritage?* zu verweisen scheint. Am 14. April 1918 wurde Lenins Dekret *Über die Denkmäler der Republik* veröffentlicht, in dem der Revolutionsführer verfügte, dass „die Denkmäler, die zu Ehren der Zaren und ihrer Diener errichtet wurden und weder historischen noch künstlerischen Wert besitzen, von den Plätzen und Straßen zu entfernen seien“. Zugleich beauftragte man eine Kommission damit, einen „Wettbewerb [...] von Denkmälern zu veranlassen, welche die großen Tage der russischen sozialistischen Revolution feiern sollen“. Eines der ersten Monumente, das im Zuge von Lenins Monumentalnaja Propaganda demontiert wurde, war die Bronzestatue von Zar Alexander III., wie dem eingangs zitierten Bericht des Journalisten Alfons Paquet zu entnehmen war. Gleichwohl mahnte Lenin selbst an, es gäbe „viel zu viel ‚Bilderstürmer‘“. Man solle „Schönes“ bewahren und zum Vorbild nehmen, „auch wenn es ‚alt‘ ist“.<sup>2</sup> Lenin konnte nicht ahnen, dass seine Doktrin gleichsam als Blaupause für die Denkmalstürze im ausgehenden 20. Jahrhundert dienen würde. Als im Zuge von Glasnost und des Falls des Eisernen Vor-



Abb. 1: Der Sturz des Denkmals von Zar Alexander III. in Moskau (Mai 1918).

hangs der Niedergang des ost(mittel)europäischen Staatssozialismus einsetzte, ging dieser einher mit der gewaltsamen und nicht selten exzessiven Demontage zahlreicher Statuen von den ehemaligen Vordenkern und Machthabern. Gleich ob in Tallinn oder Budapest, ob in der Provinz oder in den Metropolen, überall brach sich der Volkszorn gegen die verhassten Ideologen Bahn, wobei Lenin bevorzugtes Opfer des Ikonoklasmus von unten war.<sup>3</sup>

Die friedliche Revolution in der DDR verlief dagegen weitgehend gewaltlos. Nur in Ausnahmefällen vergriffen sich die nach Freiheit begehrenden Bürger an den Ebenbildern der ehemaligen Machthaber, zumal für Ulbricht & Co kaum Denkmäler errichtet worden waren, da diese den Personenkult in Überlebensgröße scheuten. Die Mauer war das verhasste Symbol, das ‚weg‘ musste. De facto blieben daher die meisten Denkmäler unversehrt an ihrem ursprünglichen Ort oder wurden deponiert. Die wenigen, die fielen, wurden offensichtlich erst zerstört, nachdem im Fernsehen über die Denkmalstürze im sich auflösenden Ostblock berichtet worden war. Zugleich setzte eine in der Politik, in den deutschen Leitmedien und in der Wissenschaft ausgetragene Debatte über den Umgang mit dem sozialistischen Denkmalerbe ein. Heute, 30 Jahre später, lässt sich im Zuge einer wachsenden Renationalisierung und restaurativen Erinnerungskultur in Deutschland wie in Europa beobachten, wie man sich der gestürzten Denkmäler erinnert und ihnen einen (historischen) Ort zuzuweisen versucht.<sup>4</sup> So hat jüngst Ingrid Scheurmann in Anlehnung an und Abgrenzung von Alois Riegls und Norbert Hu-

ses Denkmalentwürfen nach dem Geschichtsbild der Denkmalpflege im 21. Jahrhundert gefragt und ein erneutes „Nachdenken über das Unbequeme“ eingefordert. Denkmäler könnten nur ihr „aufklärerisches Potenzial“ entwickeln, wenn man sie aus dem „Wohlfühlambiente gegenwärtiger Rekonstruktionen“ befreie und, anstatt alten oder neuen „Fiktionen“ zu folgen, sich auf die „Fakten – ob unbequem oder bequem“ konzentriere.<sup>5</sup> Vor dem Hintergrund gilt es, drei Jahrzehnte nach Mauerfall zu fragen, wie der Umgang mit den politischen Denkmälern des Sozialismus in den frühen 1990er-Jahren zu bewerten ist. Wie erklärt es sich, dass einige prominente Denkmäler auf dem Schrottplatz der Geschichte gelandet sind? Und andere nicht? Welchen Beitrag leisten die Monumente für unser kollektives Geschichtsverständnis und für eine Erinnerungskultur der Zukunft? Warum werden sie Jahrzehnte nach ihrer Destruktion und Dislokation wieder ausgegraben, rekonstruiert, musealisiert? In welchen Formaten und Displays sollte man sie heute präsentieren? Es geht folglich um den wechsellvollen Umgang mit den politischen Denkmälern der DDR von 1989 bis 2019, der heterogenen Narrativen folgt, wobei stärker aus einer wissenschafts-, rezeptions- und erinnerungsgeschichtlichen Perspektive argumentiert wird denn aus einer dezidiert denkmalpflegerischen. Als Leitfaden können die *Formen des Vergessens* dienen, in der Aleida Assmann anthropologische Muster des „kulturellen, politischen und sozialen ‚Handelns an Denkmälern‘“ reflektiert, indem sie unterscheidet zwischen einem „negierenden Vergessen“, also der Demontage von

Denkmälern, einem „affirmative[n] Erinnern“, also der Neuaufstellung von Denkmälern, sowie dem „historische[n] Erinnern“ in Form der „Umdeutung, Kontextualisierung und Musealisierung“.<sup>6</sup>

### Von oben

Während in Westberlin die Studentenrevolte tobte, legte Walter Ulbricht am 7. November 1968, nur ein paar Kilometer entfernt am Rande des Friedrichshainer Volksparks, den Grundstein zum Lenin-Denkmal. Keine zwei Jahre später und wenige Tage vor Lenins 100. Geburtstag wurde es am 19. April 1970 enthüllt. Mehr als 200.000 Menschen nahmen an der Zeremonie teil. Nachdem der Ostberliner Oberbürgermeister die auf der Ehrentribüne versammelte Parteiprominenz begrüßt hatte,

verkündete ein Montagebrigadier, der Lenin-Platz habe mit dem Denkmal seine „architektonische Hauptgestaltung“ erhalten. Der sowjetische Botschafter dankte dem ZK der SED und der Regierung der DDR für dieses „Sinnbild deutsch-sowjetischer Freundschaft“. Nach den obligatorischen Worten des Staatsratsvorsitzenden zum „Sieg des Sozialismus“ und der Intonierung der Internationale stand mit der Enthüllung des Denkmals der Höhepunkt der Feier an.<sup>7</sup>

Die Monumentalstatue aus Granit war von Nikolai Tomski, dem Präsidenten der Akademie der Künste der Sowjetunion, im Auftrag der DDR-Regierung entworfen worden. Die 19 Meter hohe Figur Lenins thronte auf einem riesigen Rundsockel. Eingefügt in das von Hermann Henselmann und Heinz Mehlan realisierte städtebauliche Ensemble mit Wohnkomplexen, Kaufhalle und Schule, bildete sie den Blickpunkt des asymmetrischen Platzes, auf dem Appelle, Spartakiaden und Kundgebungen stattfanden. Doch mit dem Mauerfall war auch ihr Schicksal besiegelt. Im September 1991 beschloss die Bezirksverordnetenversammlung ihren Abriss. Der schwarz-rote Senat unter Führung von Eberhard Diepgen wollte sie nicht mehr im Stadtbild sehen und erkannte im Abbau eine logische „Fortsetzung und damit einen Bestandteil der 1989 eingeleiteten Revolution“.<sup>8</sup> Gleichwohl das Monument seit 1979 auf der Denkmalliste der DDR stand, ließ es Stadtentwicklungssenator Volker Hassemer (CDU) nach dem Beschluss von ihr streichen.<sup>9</sup> Nur der Senator für Bau- und Wohnungswesen, Wolfgang Nagel (SPD), sah in dem Abriss „die am wenigsten intelligente Haltung im Umgang mit der Geschichte“, sondern eine Form von „Ersatzhandlungen, die [...] unsere eigene Schwäche bei der Überwindung der Teilung unserer Stadt und unseres Volkes“ offenbare.<sup>10</sup> Eine Klage der Erben des Bildhauers und der Anwohner wurde gerichtlich abgewiesen, da sich der Abriss „aus dem aktuellen Interesse der Allgemeinheit“ ergäbe, „eine Statue Lenins aus dem öffentlichen Straßenbild zu entfernen“.<sup>11</sup> Und so wurde am 8. November 1991, dem Vorabend zum Jahrestag des Mauerfalls, mit der Demontage begonnen. Erst nach einer Woche gelang die symbolkräftige Abtrennung des Kopfes (Abb. 2). Zwar hatte man die Skulptur von der Denkmalliste streichen und demontieren können, das Urheberrecht verhinderte jedoch ihre Zerstörung, weshalb die Statue in 125 Segmente zerlegt in der Seddiner Heide vergraben wurde.



Abb. 2: Abriss des Lenin-Denkmal in Berlin-Friedrichshain (November 1991).

Die Maßnahme des Senates erwies sich als ein städtebauliches Desaster, da diese einer politischen Hybris und historischen Myopie entsprang.<sup>12</sup> Hans-Ernst Mittig geht so weit, den Abriss als Rechtsbruch und Ausdruck einer Siegermentalität zu bezeichnen, der „Ansätze zu einer totalitären Staatspraxis“ offenbare, „für die die Kunst im öffentlichen Raum ein Versuchsfeld ist“.<sup>13</sup> Womit die Politik nicht gerechnet hatte, war der nachhaltige Widerstand von Teilen der Bevölkerung, die den Abriss mit Demonstrationen und Mahnwachen zu verhindern suchten. Getragen wurde der Protest von der *Bürgerinitiative Lenin-Denkmal Berlin-Friedrichshain*, die sich aus Anwohnern, Wissenschaftlern und Künstlern sowie der Studenteninitiative *Politische Denkmäler der DDR* zusammensetzte. Sie wehrten sich gegen den Abriss, weil das Denkmal zentraler Bestandteil der Platzanlage sei und seine Zerstörung eine Überschreibung der individuellen und kollektiven Erinnerung darstelle. „Ihr BRD-Besitzer! Fürchtet Ihr sogar den Lenin aus Stein?“, war etwa auf einem Plakat zu lesen. Stephan Hermlin geißelte das Niederreißen als „Akt der Barbarei“, der darauf abziele, eine „Geschichte, die unser Jahrhundert geprägt hat, in Vergessenheit sinken zu lassen“. Und eine Anwohnerin fügte hinzu: „Die Vergangenheit kann man nicht einfach wegradieren“.<sup>14</sup>

Tatsächlich stellt sich der Abriss des Lenin-Denkmal in historischer Rückschau als ein politischer Akt dar, der wesentlich von westdeutschen Politikern durchgesetzt und medial orchestriert wurde, ohne die Partizipation der Ostberliner Bevölkerung zu berücksichtigen, die sich in dem komplexen Wiedervereinigungsprozess eines Teiles ihrer sozialen Realität beraubt fühlte. So ist es heute kaum mehr nachvollziehbar, dass der Radiosender *Hundert,6* über seine Hörer 42.000 DM für die Demontage des Denkmals sammelte, während der *SPIEGEL* als westdeutsches Leitmedium den Widerstand der Ostberliner noch ganz in der Attitude des Kalten Krieges kommentierte: „Dieses Lenin-Monument [...] gilt gar nicht mehr Lenin – es ist der Totempfehl der untergegangenen DDR. Umringt von Kriegern, die nichts gemeinsam haben außer einer dunkel empfundenen Wut gegen die neuen Verhältnisse“.<sup>15</sup>

Die Demontage des Friedrichshainer Lenin-Denkmal ist der prominenteste Fall des Nachwendekonoklasmus, nicht nur weil sie alle topischen Merkmale eines Denkmalsturzes offenbart – von einer politisch determinierten Auswahl über

die *executio in effigie* bis hin zu einem Begräbnis jenseits der Stadtmauern als *damnatio memoriae* –, sondern auch, weil sie ein breites gesellschaftliches Echo auslöste. Seine ikonische Popularisierung erfuhr der Sturz 2003 in dem Film *Good bye, Lenin!*, als das Denkmal an einem Hubschrauber über die Frankfurter Allee schwebt.

### Von unten

Nachdem sich im Zuge der Demontage des Lenin-Denkmal gegen den politischen Ikonoklasmus von oben ein Protest von unten formiert hatte, ließen sich weitere Denkmalstürze in der Hauptstadt nicht mehr legitimieren. Denn inzwischen wurde in Medien und Wissenschaft ein gleichermaßen emotionaler wie differenzierter Diskurs über den Umgang mit den Denkmälern der DDR geführt. So fragte die *Berliner Zeitung* ein knappes Jahr nach Mauerfall nachdenklich: „Setzen wir die ‘glättende Hast’ der ‘Geschichtsenttrümmerungen’ fort?“<sup>16</sup> In der *Neuen Zeit* mahnte Monika Zimmermann, dass eine „bilderstürmerische Beseitigung aller Embleme und Erinnerungen“ nur dazu führe, „jeder intellektuellen Auseinandersetzung mit den Epochen des Schreckens auszuweichen“.<sup>17</sup> Hingegen postulierte Joachim John, Mitglied der DDR-Akademie der Künste, das Lenin-Denkmal am Leninplatz und das Thälmann-Monument im Thälmannpark zu beseitigen, um „eine notwendige Hygiene [...] einer gegenwärtigen und einer zukünftigen Hauptstadt“ vorzunehmen.<sup>18</sup> Die Historikerin Sabine Vogel gab darauf zu bedenken, dass Denkmäler einer Staatsmacht immer die „herrschende Ideologie“ vermittelten, da würden sich die Denkmäler der DDR von keinem Triumphbogen und Reiterstandbild unterscheiden. Sozialistische Denkmäler aus „Geschmacksgründen“ zu demontieren, sei nicht nur „die billigste Form von Geschichtsentsorgung“, sondern ziehe „den Vorwurf einer kulturhistorischen Barbarei“ nach sich.<sup>19</sup>

Einen entscheidenden Beitrag zum Diskurs leistete die von der Studenteninitiative *Politische Denkmäler der DDR* organisierte Ausstellung *Erhalten, zerstören, verändern? Denkmäler der DDR in Ost-Berlin*, die 1990 in der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst stattfand. Auf der Eröffnung knüpfte Hans-Ernst Mittig an die von Riegl geprägte Unterscheidung zwischen „gewollten“, „ungewollten“ und „historischen“ Denkmälern an und verwies auf deren spezifischen „Erinnerungswert“. Wer öffentliche Zeichen tilge, verfüge zugleich über die Erin-

nerung anderer. „Zerstören ist die entschiedenste, aber schon bald undeutlichste, wenn nicht vergessene Abwehr des Gewesenen.“<sup>20</sup> Nur ein Jahr später legten die *kritischen berichte* ein Themenheft über den *Fall der Denkmäler* vor.<sup>21</sup> Wie früh sich Kunstgeschichte und Denkmalschutz um eine wissenschaftliche Versachlichung bemühten, belegt die Tagung *Bildersturm in Osteuropa*, die 1993 vom Deutschen Nationalkomitee des ICOMOS organisiert wurde.

Welchen Stellenwert man der fachlichen Expertise inzwischen von politischer Seite einräumte, lässt sich daran ablesen, dass im März 1992, also nach und nicht zuletzt wegen des Sturzes des Lenin-Denkmal, vom Berliner Abgeordnetenhaus eine *Kommission zum Umgang mit den politischen Denkmälern der Nachkriegszeit im ehemaligen Ost-Berlin* eingesetzt wurde. Ihr Auftrag war neben einer Bestandsaufnahme die Erstellung einer „Gesamtkonzeption für den Umgang mit den politischen Denkmälern [...] mit differenzierten Vorschlägen für den Umgang mit einzelnen Objekten“. Nach zahlreichen Besichtigungen und Gesprächen legte die Kommission am 15. Februar 1993 ihren Bericht vor. Denkmäler seien „eine Form des öffentlichen Umgangs mit Geschichte, in der sich zugleich Gegenwartsinteressen und Zukunftsvorstellungen“ spiegelten. Ausdrücklich hob man hervor, dass es in einer demokratischen Gesellschaft keinen Platz für die Denkmäler gäbe, die der „ideologischen Überhöhung der kommunistischen Diktatur bzw. der Verherrlichung ihrer Machthaber und Funktionsträger“ gedient hätten, da sie eine „Provokation für die Opfer des SED-Regimes“ darstellten. Jeder Gesellschaft stehe zu, politische Denkmäler nicht zu übernehmen, dies bedeute „weder ein Einebnen von Geschichte noch die Verweigerung einer kritischen Auseinandersetzung mit ihr“. Gleichwohl sei es nicht sinnvoll, alle politischen Denkmäler aus dem Stadtbild zu entfernen oder in einem „Park für unerwünschte Denkmäler“ zu deponieren, man mache so „diesen Teil unserer Geschichte gleichsam unsichtbar“. Moderierend sprach sich die Kommission für „Erhaltung und partielle Veränderung [...] und kritische Kommentierung“ aus. Bei jedem Eingriff solle man bedenken, dass „aus einem Symbol der Macht [...] ein Zeichen der Ohnmacht, [...] aus einer Siegesgeste ein Bild der Niederlage werden“ könne.<sup>22</sup> In nur vier Fällen – sämtliche Denkmäler zum Gedenken an getötete Grenzsoldaten, die Reliefs zur Novemberrevolution 1918/19 im Neuen Marstall, das Spartakusdenkmal in der Chaussee-

straße sowie das Ernst Thälmann-Denkmal in der Greifswalder Straße im Geiste der Leninschen *Monumentalnaja Propaganda* – plädierte die Kommission für eine Demontage. In der Retrospektive wird deutlich, welcher differenzierten Beitrag sie damals zur deutsch-deutschen Selbstbefragung leistete: Gemäß ihren Empfehlungen verfügte man in Berlin über keine weiteren größeren Maßnahmen gegen die Denkmäler der untergegangenen DDR.<sup>23</sup>

### **Dislokation / Identifikation**

Richtet man den Blick weg von der deutsch-deutschen Hauptstadt hin in die neuen Bundesländer, dann stößt man auf eine ähnliche Problematik. Gleichwohl lässt sich hier in kleineren Kommunen und Städten beobachten, wie die Integration, Dislokation oder Demontage der sozialistischen Denkmäler einerseits nachhaltig durch Vorgaben der kommunalen Haushalte bedingt waren und andererseits einer „lokalen Situationsmotorik“ bzw. einem „konzeptionslosen Umgang“ folgten.<sup>24</sup> In Magdeburg wurde im Februar 1990 in Falkenstein auf Weisung des CDU-Bürgermeisters ein Denkmal des Kommunisten Max Hoelz demontiert, nachdem es nur wenige Monate zuvor vom Staatsratsvorsitzenden Honecker eingeweiht worden war. Nachdem man in Wriezen im Zuge der Neugestaltung des Marktes ohne Genehmigung ein Denkmal, das an die Befreiung Deutschlands durch die Rote Armee erinnerte, hatte schleifen lassen, kündigte der Kultusminister an, „gegen die weitere Zerstörung politischer Denkmale“ vorzugehen.<sup>25</sup> Eine groteske Odyssee hat die Lenin-Büste hinter sich, die 1950 vor dem Sowjetischen Pavillon auf der Leipziger Messe aufgestellt worden war. 1993 erhielt ein schwäbischer Manager die Plastik vom russischen Konsulat geschenkt und stellte sie in Nordhausen in seinem Garten neben einem russischen Panzer auf. Zehn Jahre später lieh der Sammler sie für die Vorpremiere des Filmes *Good bye, Lenin!* nach Leipzig aus, wo man sie vor dem *Cinestar-Kino* aufstellte. Anschließend „bewachte“ der Kopf sechs Jahre lang den Eingang des *Club Kalinka* in München, bevor er an das DDR-Museum im Spreewaldort Burg übergang.<sup>26</sup> Solche Fälle belegen, dass in den seltensten Fällen von einem Ikonoklasmus von unten zu sprechen ist, vielmehr bestand in den Wendejahren ein rechtliches Vakuum. Nicht das Kulturministerium hatte mehr darüber zu bestimmen, sondern die Kommunen, Bezirks- und Kreisebenen.<sup>27</sup> Zugleich lässt sich feststellen, dass auf symbolische Inszenie-

rungen verzichtet wurde und „öffentliches Aufsehen ausdrücklich vermieden werden sollte“.<sup>28</sup>

Neben Lenin-Denkmalern, von denen die meisten demontiert wurden<sup>29</sup>, und Thälmann-Denkmalern, von denen die meisten stehen blieben, rückten auch solche von Karl Marx in den Fokus. 2006, also 16 Jahre nach der Wiedervereinigung, wurde das Schicksal eines Marx-Reliefs zum Objekt eines Kulturkampfes in Leipzig, der von allen gesellschaftlichen Trägern – Politik, Kirche, Wissenschaft, Presse und Bevölkerung – mit divergierenden Interessen geführt wurde und in dem sich exemplarisch das gebrochene Verhältnis der Ostdeutschen zu ihrer Geschichte offenbart. Die Wurzeln dieses Streites liegen weit zurück. Nachdem 1968 die Universitätskirche dem Bildersturm der SED zum Opfer gefallen und gesprengt worden war, wurde an der Westseite des Karl-Marx-Platzes das neue Hauptgebäude der Universität errichtet. Über dem Portal des Rektoratsgebäudes sollte ein Relief Platz finden, dem als Thema *Leninismus – der Marxismus unserer Epoche* vorgegeben war. Den Wettbewerb entschied ein Künstlerkollektiv für sich, das das 14,4×7×3 Meter große und 33 Tonnen schwere Bronzerelief *Aufbruch* schuf, welches am 5. Oktober 1974 eingeweiht wurde. Umringt von einer Gruppe vorwärts stürmender sozialistischer Brüder und Schwestern, empfing der vereinnahmte Philosoph Studierende und Lehrende der nach ihm benannten Universität.<sup>30</sup> Bis zum Jahre 2006. Denn dann wurde das Universitätsgebäude abgerissen, um Platz zu machen für einen Nachfolgebau inklusive einer Rekonstruktion der Paulinerkirche in postmoderner Kaufhausästhetik. Damit war das Schicksal des Reliefs besiegelt. Auf dem neuen Campus durfte es nicht bleiben, zerstört werden aber auch nicht. Der Rektor, Franz Häuser, setzte sich zwar für dessen Erhalt und adäquate Präsentation ein, da die Universität „ihre Geschichte nicht aufarbeiten [kann], indem sie Zeitzeugnisse einschmilzt“<sup>31</sup>, und erhielt dabei Unterstützung vom StudentInnenRat, der das Baugerüst mit einem Transparent verhängte: „Bildung finanzieren, statt Marx demontieren“. Doch ihnen schlug massiver Widerstand entgegen, an dessen Spitze sich der Schriftsteller Erich Loest inszenierte, der in einem offenen Brief an die Kultusministerin und an den Oberbürgermeister das Monument als „Schande für die Stadt des freiheitlichen Aufbruchs“ bezeichnete, da es alle demütige, „die unter dem Klassenkampf-Regime gelitten oder zu seiner friedlichen Überwindung beigetragen“ hätten. Daher solle man es einlagern bzw.

vergraben und mit der „Auseinandersetzung [...] warten, bis Täter und Opfer dieser Ära tot sind“.<sup>32</sup> Vor dem Hintergrund, dass die Frage nach dem Relief aufs Engste mit der Debatte um die Paulinerkirche verbunden war, deren Zerstörung sich 2008 zum 40. Mal jährte, ist zu erklären, dass der Paulinerverein und die Kirche diese Position nachhaltig unterstützten. So bezeichnete der Pfarrer der Thomaskirche das Kunstwerk als „monströses Kampfinstrument des SED-Staates“, das es in der Etzoldschen Sandgrube zu versenken gelte, also ebendort, wo die SED die Trümmer der auf ihren Geheiß gesprengten Universitätskirche „entsorgt“ hätten.<sup>33</sup> Und der Direktor des Museums der Bildenden Künste wünschte sich lieber das Wagner-Monument aus dem Klingerhain für sein Museum. Abgesehen von der ästhetischen Qualität des Reliefs sei das Museum aufgrund der Feuerwehrzone und Grünflächen als Ort der Präsentation ungeeignet. Man könne aber überlegen, ob man das Werk nicht in Einzelteile zerlege und an verschiedenen Orten der Stadt aufstelle – als Symbol für einen gescheiterten Gesellschaftsentwurf, so der Vorschlag zur „geistigen Auseinandersetzung“ im Jahre 2006.<sup>34</sup>

Der Streit tobte durch die Presse, die mit Leserbriefen, Umfragen und Interviews der Protagonisten zur Emotionalisierung beitrug. Dass es dabei weniger um das Werk als um die übergeordnete Frage ging, wie mit dem Erbe der DDR umzugehen sei, ist offensichtlich. Mittels Umfragen glaubte ein Teil der Presse belegen zu können, dass die Mehrheit der Bürger sich gegen die „Propagandakunst eines verbrecherischen Regimes“ ausspräche, die „in schändlicher Weise der Geschichtsauffassung [...] der freiheitsliebenden Leipziger“ widerspreche.<sup>35</sup> Subtil erfasste ein Kommentar den eigentlichen Kern des Streites: „Die Kritik galt also weniger dem Denkmal als solchem, sondern dem zugrundeliegenden Geschichtsbild.“ Vielmehr entsprängen die verschiedenen Positionen individuellen Erinnerungen, die „in ihrer Vielfalt Bestandteil der Erinnerungskultur der Stadt“ seien. Vor dem Hintergrund könne es nicht „die eine richtige Geschichtsauffassung“ und keine allgemeingültige Lösung geben.<sup>36</sup> Wie sah nun der gefundene Kompromiss aus? Zunächst wurde das Relief im August 2006 von der Fassade demontiert und in drei Segmente zersägt. Nach einer Zwischenlagerung fand es 2008 auf dem Campus Jahnallee – also außerhalb der Innenstadt – seinen neuen Standort. Dazu entwarf eine Arbeitsgruppe eine Tafel, die das Relief als „eines der monumentalsten

Beispiele politischer Auftrags- und Propagandakunst der DDR“ beschreibt. Die Begründung des dezentralen Standortes spiegelt die Komplexität der Debatte: Die Neuaufstellung dokumentiere „durch ihre räumliche Distanz zum ursprünglichen Kontext Verantwortung und Abstand zugleich: Verantwortung für und Abstand zu jenem Teil der deutschen Geschichte, der mit dem SED-Regime und dem Namen der Karl Marx Universität verbunden ist.“<sup>37</sup> Im Falle des Leipziger Reliefs wurde also die Distanzierung von seiner politischen Aussage durch die räumliche Entortung betrieben. Indem das Denkmal aus seiner ursprünglichen Topografie versetzt wurde, entzog man ihm seine marxistisch-leninistisch *agency*. Mittels der Dislokation wurde das Relief nicht nur aus der Innenstadt in die Peripherie verrückt, sondern damit sollte auch dessen Entideologisierung gewährleistet werden. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass es nun ausgerechnet vor der Leipzig Graduate School of Management steht.

Wie es einer ostdeutschen Stadt frühzeitig gelang, einem Denkmal des Sozialismus ein positives Image zu verleihen, davon zeugt das Karl-Marx-Monument des Bildhauers Kew Kerbel in Chemnitz. Hier begegnen wir einer geglückten Aneignungsstrategie, mit der die Vergangenheit in die Gegenwart überführt wurde. Gleichwohl sich die Bevölkerung im Juni 1990 dazu entschlossen hatte, ihre Stadt von Karl-Marx-Stadt wieder in Chemnitz zu benennen, fand die Forderung, den 1971 aufgestellten, über 40 Tonnen schweren Schädel zu demontieren, nur wenig Zuspruch. Selbstbewusst erklärte der Bürgermeister, dieser solle „nicht als Symbolfigur eines Stadtnamens, sondern als böse Erinnerung an vergangene Zeiten stehen“.<sup>38</sup> Längst ist *der Nischl* zum Wahrzeichen und zum lokalen Identifikationssymbol, zu *der* touristischen Attraktion geworden. Im Unterschied zum Leipziger Relief belegt das Chemnitzer Monument, wie es nach 1989 möglich war, den sozialistischen Relikten, unabhängig von ihrer Ikonografie und ursprünglichen Ideologie, eine neue, offene Identität zu verleihen.

### Projektion / Intervention

Während Politik und Medien noch über den Umgang mit den Denkmälern diskutierten, wurden diese von Künstlern für performative Interventionen und adaptive Transformationen entdeckt.<sup>39</sup> Bereits in den Wendejahren wurden verschiedene Konzepte entwickelt, mittels künstlerischer Eingriffe die Denkmäler zu entideologisieren oder iro-

nisch zu brechen, indem man sie etwa farbig anstrich, verhüllte oder begrünzte. Dabei wurden an einigen Orten die Grenzen zum Vandalismus überschritten, wenn beispielsweise Unbekannte auf die Plinthe des Marx-Engels-Denkmal in Berlin-Mitte auf der einen Seite „Wir sind unschuldig“ und auf der anderen „Beim nächsten Mal wird alles besser“ sprayten. Meist waren die Eingriffe ephemerer Natur, etwa als der Künstler Krzysztof Wodiczko 1990 im Rahmen der Ausstellung *Endlichkeit der Freiheit* das Diapositiv eines Mannes im Ringelshirt auf das Friedrichshainer Lenin-Denkmal projizierte, der einen mit Konsumgütern überladenen Einkaufstrolley vor sich herschiebt. Mit feiner Ironie tauschte Wodiczko das Bildnis des Kapitalismuskritikers gegen das eines Konsumenten auf Schnäppchenjagd und hinterfragte so den „politökonomischen Glaubenswechsel“ nach 1989.<sup>40</sup> Ein anderes Beispiel ist das *Panzerdenkmal* am ehemaligen Grenzübergang Dreilinden. Ende 1945 hatte man dort einen sowjetischen Panzer als Zeichen des Sieges auf einen Sockel gestellt. Infolge des Zwei-plus-Vier-Vertrags baute die sowjetische Armee den Panzer im Dezember 1990 ab. Zwei Jahre später installierte Eckhardt Haisch auf dem leeren Sockel einen rosafarbenen Schneelader, um ironisch das politische Tauwetter der Wendezeit zu brechen.

Die wohl spektakulärste künstlerische Positionierung zum Erbe der sozialistischen Denkmäler stammt von dem Aktionskünstler Rudolf Herz, der 2004 das Dresdner Lenin-Denkmal des Bildhauers Grigori Danilowitsch Jastrebenezki (1974) auf einen Tieflader montierte und mit ihm vier Wochen lang Europa durchquerte – u.a. waren Frankfurt am Main, München, Rom, Wien und Köln die Stationen (Abb. 3). Aussage und Ästhetik des entwurzelten Denkmals änderten sich mit jedem Wechsel des Standorts. Letzter Ort der postsozialistischen Bildungsreise war Dresden – eben der Ort, wo das Denkmal ursprünglich einmal gestanden hatte. Herz hatte aus den Bruchstücken einer sozialistischen Monumentalskulptur ein mobiles Denkmal gemacht und ließ den gescheiterten Chefideologen durch eine postkommunistische Gegenwart reisen. *Lenin on tour* ist eine konzeptionelle Arbeit über das kollektive Erinnern und Vergessen nach dem säkularen Umbruch:

„Mich interessieren die historischen Brüche, das Setzen und Zerstören von Denkmälern, die bildnerischen Energien und bilderstürmerischen Leidenschaften, die ungeschehen und



Abb. 3: Rudolf Herz: Lenin on tour vor dem Kölner Dom (2004).

vergessen machen wollen. [...] Stand das Symbol der proletarischen Revolution ursprünglich für die Zukunftsvision einer befreiten Menschheit, [...] so wurde sein Sturz das Zeichen der Niederlage des Sowjetkommunismus. Und zugleich Zeichen des Triumphes des globalisierten Kapitalismus“.<sup>41</sup>

Das Udenkbare von einst erweist sich als das Paradoxon von heute.

### Friedhof / Auktionshaus

Die wohl bizarrste Geschichte über das Schicksal der Denkmäler nach dem Mauerfall stammt nicht aus der ehemaligen DDR, sondern hat sich im tiefsten Schwaben zugetragen. Josef Kurz, Inhaber des Steinmetz-Betriebes Josef Kurz Natursteine GmbH in Gundelfingen, entwickelte eine ungewöhnliche Leidenschaft für Denkmäler der untergegangenen sozialistischen Welt, die er aus den ehemaligen Ostblockstaaten für wenig Geld oder Spenden in seine Sammlung überführte, um ihnen, wie er formulierte, „Asyl“ zu gewähren. Als der Dresdner Stadtrat 1991 entschied, das Lenin-Denkmal vor dem Hauptbahnhof zu demontieren, bot der Unternehmer einen Deal an: Nachdem ihm die Stadt das Denkmal, das Lenin mit dem Sozialdemokraten Breitscheid und Thälmann zeigt und im Volksmund nur der *Rote Bahnhofsvorsteher* hieß, für symbolische 1 DM übereignet hatte, ließ er es demontieren

und auf sein Firmengelände transportieren. Kurz' Vision war die Errichtung eines Skulpturenparks, „eine Art sozialistisches Disneyland mit den Führern der Arbeiterklasse zum Anfassen“, wie die *ZEIT* damals spottete.<sup>42</sup> Der Plan scheiterte jedoch nicht zuletzt am Widerstand der Kommunalpolitik, die ihm unterstellte, mit dem Kommunismus zu sympathisieren. Dem umtriebigen Unternehmer war die öffentliche Aufmerksamkeit zu Beginn der 1990er-Jahre gewiss, als Reisebusse auf dem Firmengelände vorfuhren, Journalisten aus aller Welt berichteten und die Lokalpresse aufgeregt titelte: *Steinbruch der Weltgeschichte – Rote Figuren im schwarzen Bayern – Stalins Gastspiel in Gundelfingen*.<sup>43</sup>

Nachdem Kurz im Jahr 1994 verstarb, bemühte sich die Familie um den Verkauf des Skulpturenfriedhofs. Zwar gelang es, einige Exemplare ans Haus der Geschichte in Bonn zu veräußern, auf der übrigen Erbmasse blieb man aber sitzen. Deshalb sollten auf einer Auktion sechs sozialistische Skulpturen versteigert werden. Die Ankündigung der Auktion löste wiederum ein mediales Echo aus, was auch die Stadt Dresden in den Fokus rückte. Sollte man das Denkmal nicht an seinen ursprünglichen Ort zurückholen? Hans Modrow, der im Oktober 1974 als Erster Sekretär der Bezirksleitung der SED in Dresden das Denkmal eingeweiht hatte, mahnte: „Ist die Stadt souverän und steht über den Dingen, kauft sie Lenin jetzt zurück. Schließlich ist er ein



Stück Stadtgeschichte“.<sup>44</sup> Die Versteigerung rief Rudolf Herz wieder auf den Plan, in dessen Augen die Versteigerung „die Privatisierung eines öffentlichen Monuments“ bedeute, „mit dem sich nicht nur in Dresden kollektive, auch kontroverse [...] Erinnerungen verknüpfen“. Deshalb forderte der Künstler den Oberbürgermeister auf: „Entscheiden Sie sich für eine verantwortungsvolle Erinnerungspolitik!“<sup>45</sup> Letztendlich gab die Stadt kein Gebot ab und distanzierte sich von einer möglichen Schenkung.<sup>46</sup>

Stattdessen fand am 17. Juni 2017 im Potsdamer *Auktionspunkt* die Versteigerung *Historische Skulpturen – monumentale Diktatoren* statt, die via Livestream übertragen wurde. „Überlebensgroße und historisch bedeutsame Statuen von Diktatoren wie Wladimir Lenin, Josef Stalin, Ernst Thälmann, Klement Gottwald und Antonin Zapotocky werden als kommunistische Protagonisten meistbietend versteigert“, war der Website des Auktionshauses zu entnehmen.<sup>47</sup> Die sechs zur Versteigerung stehenden Skulpturen sollten zwischen 11.000 und 150.000 Euro kosten. Nachdem es Anfragen aus China, Russland und Moldawien gegeben hatte, waren die Erwartungen hoch. Doch bis auf einige Schaulustige und Journalisten erschien kein Interessent. Für keinen der kommunistischen Protagonisten wurde ein Gebot abgegeben!<sup>48</sup> Die skurrile Geschichte des schwäbischen Unternehmers und des Potsdamer Auktionators spiegelt den nicht abgeschlossenen Umgang der wiedervereinigten Republik mit dem kulturellen Erbe der DDR. Nachdem in den Wendejahren zunächst ein gleichermaßen emotionaler wie nachhaltiger Diskurs über Denkmalsturz und -schutz geführt wurde, an dem sich Politik, Wissenschaft, Medien und nicht zuletzt die Menschen vor Ort beteiligten, haben die Skulpturen längst ihren ideologischen Wert verloren und verschwinden allmählich aus der kollektiven Erinnerung. So existiert – im Gegensatz zu vielen (mittel-)osteuropäischen Staaten – heute in Deutschland kein Skulpturenpark, wo die demontierten, entwurzelten, vergrabenen bzw. wieder ausgegrabenen Denkmäler gezeigt werden. Zudem lässt sich mit ihnen (noch) kein großes Geld verdienen.

### Kunstobjekt / Reliquie

Ob sich dieses in Zukunft ändern wird? Im April 2016 wurde in der Spandauer Zitadelle die Dauer Ausstellung *Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler* eröffnet, die „deutsche Geschichte erzählen“ und „einen Beitrag zur politischen Aufklärung leisten“

möchte.<sup>49</sup> Unter den Exponaten befindet sich der Lenin-Kopf aus Friedrichshain. Wiederholt hatte es Initiativen gegeben, ihn aus der Seddiner Heide auszugraben. So wurde durch den Berliner SPD/PDS-Senat 2005 eine „museale Bearbeitung“ des gesamten Denkmals angeregt, der Vorschlag von CDU/FDP hingegen abgelehnt: „Linke Geschichtsideologie gehört genau dahin, wo sich das Lenin-Denkmal jetzt befindet – tief in der Erde vergraben“.<sup>50</sup> Doch 24 Jahre nachdem man ihn im Sand verbuddelt hatte und nach einem langen Hin und Her zwischen Museum und Senat wurde der monumentale Schädel im Herbst 2015 aus seinem unfreiwilligen Grab exhumiert und nach Spandau überführt.<sup>51</sup> Nun hat er seine vorläufig letzte Ruhestätte im musealen Raum gefunden.

Als Zeichen politischer Herrschaft dienen Denkmäler der Legitimation, der Propaganda oder des Gedenkens. Doch welche Funktion können sie in einem Museum ausfüllen? „Denkmäler legen Zeugnis einer bestimmten Zeit ab, sie sind sprichwörtlich ‘in Stein gemeißelte’ Geschichte“, erklärte Kulturstatsministerin Monika Grütters anlässlich der Eröffnung. Eine „kritische Auseinandersetzung mit der Denkmalkultur“ sei „essentiell für die Aufarbeitung unserer Geschichte“.<sup>52</sup> Erleben wir also durch die Musealisierung von Denkmälern eine kritische Form der Geschichtsvermittlung und der Erinnerung, da bzw. obgleich sie ihrem ursprünglichen historischen und örtlichen Kontext entrissen sind? Michael Petzet stellte dies bereits 1994 infrage, schließlich gelte der „Grundsatz der Erhaltung *in situ*“. Jedes Denkmal verlore „mit der Entfernung vom Ort, für den es geschaffen wurde, ja ganz entscheidende Qualitäten“.<sup>53</sup>

Steht man nun vor dem überdimensionalen Kopf in der Zitadelle, so kann man sich dessen auratischer Präsenz kaum entziehen. Auf einem schlichten Sockel im ehemaligen Proviantmagazin liegt er auf seiner rechten Gesichtshälfte (Abb. 4). Auch wenn es heißt, man zeige die ausgestellten Denkmäler „ohne Pathos“, verweist die Zurschaustellung des „enthaupeten“ Kopfes den Betrachter auf die Zerstörung des Denkmals.<sup>54</sup> Als Louis XVI. 1793 durch die Guillotine kopflos wurde, hielt der Scharfrichter dem Volk das Haupt entgegen. Insofern lässt sich die Inszenierung in der Zitadelle einerseits als eine *executio in effigie*, als sinnbildliche Hinrichtung an seinem Bildnis lesen. Andererseits erfährt das Relikt im musealen Raum eine befremdliche Sakralisierung: Die Aufbahrung des Kopfes im gedämpften Licht, als ob er mit offenen Augen

schlafen würde, macht ihn zu einem Objekt der Andacht, gleichsam zu einer überdimensionalen Reliquie. Rekapituliert man die Geschichte des Kopfes – aufgestellt und verehrt, verspottet und zerstört, vergaben und vergessen, wieder ausgegraben und aufgebahrt –, dann evoziert diese die Leidensgeschichte Christi. Entdeckt man dann noch die vier Stahlnägel, die aus dem Granitschädel ragen, welche ihm zum Transport vom Leninplatz eingetrieben worden waren, so wird der Verweis auf unser kollektives Bildgedächtnis sprechend. Tatsächlich darf der Kopf berührt werden – „in der Ausstellung können ihn die Besucher [...] anfassen“, so die Museumsdirektorin.<sup>55</sup> Das Museum als Wallfahrtsort? Fast erscheint es so. „Das haben wir registriert, dass wir viel mehr [...] Besucher aus dem Ostteil haben und auch aus Ostdeutschland. Kurz nach der Eröffnung, da lag tatsächlich eine rote Nelke auf dem Sockel.“<sup>56</sup> Soll in der Zitadelle also, ganz dem Zeitgeist entsprechend, primär eine Emotionalisierung, eine verklärende anstatt einer erklärenden Andacht evoziert werden? Geht es mehr um eine ästhetische Wirkung denn um die historische Aufarbeitung? Auch wenn die Besucher mittels Medienstationen zur Geschichte informiert werden, fehlt eine historische Kontextualisierung. Es stehe „sowohl für die Denkmalpolitik der DDR als auch für die Entfernung politisch unerwünschter Denkmäler nach 1989“. Und so changiert der Kopf im *white cube* der Zitadelle zwischen historischer Reliquie und ästhetischem Kunstobjekt.<sup>57</sup>

### Indoktrination / Erinnerung

Versucht man, den Umgang mit den politischen Denkmälern aus der DDR zusammenzufassen, bleibt festzuhalten, dass sich im Anschluss an die von Aleida Assmann eingangs formulierten Formen der Erinnerung ein breites Spektrum konstatieren lässt, das vom Erhalt über Destruktion und Dislokation, über Transformation und Intervention bis hin zu Einlagerung und Musealisierung reicht. Dass die meisten Denkmäler als materielle Zeugnisse der Geschichte angesehen wurden, die es zu erhalten gelte, liegt im Wesentlichen darin begründet, dass nach der Wiedervereinigung kein flächendeckender Ikonoklasmus von unten erfolgte. Im Gegenteil: Bewohner der ehemaligen DDR setzten sich wiederholt für den Erhalt „ihrer“ Denkmäler als Zeichen ihrer ostdeutschen Identität und ihres kulturellen Erbes ein, während es nicht selten politische Mandatsträger und Medien aus Westdeutschland



Abb. 4: Der Friedrichshainer Lenin-Kopf in der Dauerausstellung *Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler* in der Zitadelle Berlin-Spandau (2016).

waren, die deren Zerstörung einforderten. Damit initiierten sie eine gesellschaftliche, politische und nicht zuletzt kunsthistorische Debatte über das monumentale Erbe, die uns heute einen erstaunlich aktuellen Einblick in die mühsame mentalitäts- und erinnerungsgeschichtliche Zusammenführung der beiden deutschen Staaten offenbart. Zugleich hat die Debatte der Wendezeit längst ihre Emotionalität verloren. Schon damals hatte sich die *ZEIT* über die Angst vor den Denkmälern gewundert:

„Sie werden in didaktischer Absicht errichtet, weil ihre Aufsteller meinen, der Geist des Abgebildeten werde von den Statuen ausstrahlen und von den Passanten Besitz ergreifen. Aber es ist der reine Aberglaube. Indoktrinierende Kraft ist Denkmälern nicht eigen. [...] die leninisierende Kraft der Lenin-Denkmale war wohl immer bloßes Wunschdenken ihrer Erbauer. Von daher könnte man sie getrost allesamt stehenlassen; ihr didaktischer Bombast ist ihrer faktischen Harmlosigkeit direkt proportional“.<sup>58</sup>

Währenddessen streitet die Republik über ein Denkmal für Freiheit und Einheit, das in Form einer Wippe an Friedliche Revolution und Wiedervereinigung erinnern soll, während auf dem rechten Spektrum unverhohlen gefordert wird, Denkmäler, die an den Holocaust und die Opfer des Nationalsozialismus erinnern, zu demontieren. Vielleicht können wir ja aus den Debatten der frühen 1990er-Jahre lernen?

## Abbildungsnachweis

- 1 1917. Revolution. Russland und Europa (Ausstellungskatalog, Deutsches Historisches Museum), herausgegeben von Julia Franke, Kristiane Janeke und Arnulf Scriba, 3 Bde., Dresden 2017, Bd. I, S. 31.
- 2 Bernd Settnik / © picture-alliance / ZB
- 3 <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:HerzLeninOn-TourKöln.jpg>
- 4 [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:LenindenkmalBerlinL1130508\\_%282%29.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:LenindenkmalBerlinL1130508_%282%29.jpg)

Mein Dank gilt Franziska Fleckenstein, ohne deren Unterstützung es keinen Denkmalsturz gegeben hätte.

## Anmerkungen

- 1 Paquet, Alfons: Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau, Jena 1919, S. 50–53.
- 2 Zetkin, Clara: Erinnerungen an Lenin, Berlin (Ost) 1957, S. 16.
- 3 In seinem Buch *Zerstörte Kunst: Bildersturm und Vandalismus im 20. Jahrhundert* (Köln 1998) unterscheidet Dario Gamboni zwischen einem „Ikonoklasmus von unten“ und einem „Ikonoklasmus von oben“. Siehe Petzet, Michael: *Denkmäler im Umbruch? Einführung in die Tagung „Bildersturm in Osteuropa“*, in: *Bildersturm in Osteuropa. Die Denkmäler der kommunistischen Ära im Umbruch*, Hefte des Deutschen Nationalkomitees / ICOMOS, H. 13, 1993, S. 8–13.
- 4 Siehe Mittig, Hans-Ernst: *Ostberliner Denkmäler zwischen Vergessen und Erinnern*, in: *Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst*, hg. v. Kai-Uwe Hemken, Leipzig, 1996, S. 329–343; Trimborn, Jürgen: *Denkmale als Inszenierungen im öffentlichen Raum. Ein Blick auf die gegenwärtige Denkmalproblematik in der Bundesrepublik Deutschland aus denkmalpflegerischer und medienwissenschaftlicher Sicht*, Köln 1997; Gamboni, Dario: *Zerstörte Kunst: Bildersturm und Vandalismus im 20. Jahrhundert*, Köln 1998, S. 54ff.; Mittig, Hans-Ernst: *Was ist aus Denkmälern der DDR heute zu lernen?*, in: *Kunst im Stadtraum Hegemonie und Öffentlichkeit*, hg. v. Lindner, Ralph; Mennicke, Christiane et al., Dresden 2004, S. 71–108; Saunders, Anna: *Memorializing the GDR. Monuments and memory after 1989*, New York 2018.
- 5 Scheurmann, Ingrid: *Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit*, Köln u.a. 2018, S. 82 und 93.
- 6 Assmann, Aleida: *Formen des Vergessens*, Göttingen 2016, S. 73 und 78.
- 7 *Symbol der Kraft und des Sieges der Ideen Lenins*, in: *Neues Deutschland*, 20.04.1970. Siehe Saunders, Anna: *The Ghosts of Lenin, Thälmann and Marx in the Post Socialist Cityscape*, in: *German Life and Letters*, Bd. 63 H.4, 2010, S. 441–457.
- 8 Oloew, Matthias: *Vergraben, aber nicht vergessen*, in: *Der Tagesspiegel*, 18.05.2003.
- 9 *Lächelndes Gesicht. Ost-Berlins steinerner Lenin erweist sich als zäher Genosse: Anwohner wollen ihn nicht mehr missen*, in: *Der SPIEGEL*, 07.10.1991, S. 154–155; siehe Keil, Lars-Broder: *Die Abrißbirne schwingt. Fällt nach Lenin nun auch der Palast der Republik?*, in: *Die ZEIT*, 25.10.1991, S. 36.
- 10 Abgeordnetenhaus von Berlin, 12. Wahlperiode, 16. Sitzung vom 17. Oktober 1991 (Protokoll), S. 1264.
- 11 Zit. nach Björn, Seeling: *Lenin ist wieder da – und so verschwand er 1991*, in: *tagesspiegel.de*, 27.04.2016; URL: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/ausstellung-mit-entsorgten-denkmaelern-in-berlin-lenin-ist-wieder-da-und-so-verschwand-er-1991/12283364.html>.
- 12 „Er ist realsozialistischer Städtebau par excellence [...]. Nimmt man ihm den Lenin, so ist es, als zöge man einem Mauerbogen den Schlußstein weg: Der ganze Platz fiele in sich zusammen“; Zimmer, Dieter E.: *Was tun mit Lenin?*, in: *ZEIT ONLINE*, 18.10.1991, URL: <https://www.zeit.de/1991/43/was-tun-mit-lenin>.
- 13 Mittig, Hans-Ernst 2004 (wie Anm. 4), S. 81.
- 14 *Lenin ist tot. Soll das Denkmal leben? NEUE-ZEIT-Umfrage zum Leninmonument / Historiker, Künstler, Architekten und Anwohner antworten*, in: *Neue Zeit*, 30.09.1991; S. 13.
- 15 Matussek, Matthias: *Lenins Stirn, fünfter Stock*, in: *Der SPIEGEL*, 11.11.1991, S. 341–343.
- 16 Harmsen, Torsten: *„Darmverschlingung“ gegen Marx-Engels-Forum?*, in: *Berliner Zeitung*, 05.10.1990, S. 13.
- 17 Zimmermann, Monika: *Der Denkmalsturz*, in: *Neue Zeit*, 22.11.1990, S. 3.
- 18 John, Joachim: *LIVE*, in: *Sonntag*, H. 8, 1990, S. 16.
- 19 Vogel, Sabine: *Symbole der Systemüberwindung? Zur Debatte um die Zukunft der Denkmäler in der DDR*, in: *Der Tagesspiegel*, 29.04.1990, S. 4.
- 20 Mittig, Hans-Ernst: *Zur Eröffnung der Ausstellung, in: Erhalten – Zerstören – Verändern? Denkmäler der DDR in Ost-Berlin. Eine dokumentarische Ausstellung* (Ausstellungskatalog), hg. v. Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V. ; Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, Berlin 1990, S. 8–15, S. 8.
- 21 Diers, Michael: *Von dem, was der Fall (der Denkmäler) ist*, in: *Der Fall der Denkmäler, kritische Berichte / Ulmer Verein für Kunst- und Kulturwissenschaften*, 20. Jg., H. 3, 1992, S. 4–9.
- 22 *Bericht der Kommission zum Umgang mit den politischen Denkmälern der Nachkriegszeit im ehemaligen Ost-Berlin*, Berlin, 15. Februar 1993, passim. Der Kommission unter Leitung von Christine Steer (Leiterin der Heimatgeschichtlichen Sammlungen in Lichtenberg) und ihrer Stellvertreterin, der Denkmalpflegerin Christine Hoh-Slodczyk, gehörten u.a. die Kunsthistorikerin Gudrun Hahn, der Historiker Reinhard Rürup, der Leiter des Hauses am Checkpoint Charlie Rainer Hildebrandt, die Bildhauerin Ingeborg Hunzinger, der Denkmalpfleger Hubert Staroste, die Kommunkulturpolitikerin Barbara Teuber sowie der Schriftsteller Siegmund Faust an. Bemerkenswert ist dabei die quasi paritätische Besetzung zwischen Ost und West (5:3) und Mann und Frau (3:5).
- 23 *Von der Öffentlichkeit wurden die Empfehlungen der Kommission positiv aufgenommen*; siehe Richter, Christine: *Sensibel*, in: *Berliner Zeitung*, 16.02.1993, S. 15.
- 24 Kaiser, Paul; Krämer, Andreas: *Gestürzte Helden, gestürzte Welten. Beobachtungen zum Umgang mit den politischen Denkmälern und Wandbildern nach dem Ende der DDR*, in: *Enge und Vielfalt – Auftragskunst und*

- Kunstförderung in der DDR. Analysen und Meinungen, hg. v. Paul Kaiser und Karl-Siegbert Rehberg, Hamburg 1999, S. 375–381, S. 378.
- 25 Auch politische Denkmale haben Anspruch auf Schutz. Kultusminister droht mit rechtlichen Konsequenzen, in: Berliner Zeitung, 27.08.1991, S. 18.
- 26 Stürmer, Harriet: Lenin landet in Burg, in: moz.de, 18.07.2012; URL: <https://www.moz.de/artikel-ansicht/dg/0/1/1029796>.
- 27 Petzold, Ulrike: Über Ernst Thälmann wächst der grüne Efeu. Was tun mit den sozialistischen Denkmälern?, in: Neue Zeit, 05.09.1990, S. 3.
- 28 Johst, David: Demokratischer Denkmalsturz? Über den Umgang mit politischen Denkmälern der DDR nach 1989, in: Deutschland Archiv, 19.07.2016; URL: [www.bpb.de/231079](http://www.bpb.de/231079).
- 29 Eine Übersicht bietet die Kartografie des Projektes Lenin is still around; <https://leninistillaround.com/>.
- 30 Adam, Hubertus: Zeichen der Universität oder platzbeherrschendes Monument? Zur Planungs- und Entstehungsgeschichte des Leipziger Universitätsreliefs, in: Sozialistisch behaut & bekunestet: Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, hg. v. Monika Gibas und Peer Pasternack, Leipzig 1999, S. 187–201.
- 31 WGROMBACHERN: Erich Loest ist gegen Karl-Marx-Relief, in: moz.de, 12.02.2008; URL: <https://www.moz.de/kultur/artikelansicht/dg/0/1/4648/>.
- 32 (wie Anm. 31).
- 33 Wolff, Christian: Alles Marx? Zur Auseinandersetzung um das Marx-Relief, 22.02.2008; URL: <https://www.thomaskirche.org/r-2008-vortraege-a-928.html>.
- 34 Mayer, Thomas: Hans-Werner Schmidt will das Relief nicht am Bildermuseum haben, sondern in Teilen in der Stadt verteilt, in: Leipziger Volkszeitung, 24.06.2006, S. 19.
- 35 Dresdner Ministerin klebt am Marx-Relief, in: BILD (Leipzig), 07.03.2008; Schwarzer Tag für die Stadt der Wende-Helden, in: BILD Leipzig, 02.04.2008; zit. nach Saunders, Anna 2010 (wie Anm. 7), S. 455.
- 36 Ehl, Sylvia: Der Untote, in: kreuzer online, 02.04.2008; <https://kreuzer-leipzig.de/2008/04/02/der-untote/>.
- 37 Marx-Relief wird fertiggestellt – Aufstellung der Schautafel, Universität Leipzig, Pressemeldung Nr. 2008/209, 15.10.2008; URL: <https://www.uni-leipzig.de/newsdetail/artikel/marx-relief-wird-fertiggestellt-aufstellung-der-schautafel-2008-10-15/>.
- 38 dpa: Chemnitz: OB will Marx-Kopf behalten, in: Berliner Zeitung, 04.08.1990, S. 2.
- 39 Siehe Jochmann, Herbert: Öffentliche Kunst als Denkmalkritik. Studien zur Spezifik zeitgenössischer Kunst in Bezugnahme auf öffentliche Erinnerungszeichen, Weimar 2001, S. 102ff.
- 40 Mittig, Hans-Ernst: Was ist aus Denkmälern der DDR heute zu lernen?, in: Kunst im Stadtraum – Hegemonie und Öffentlichkeit, hg. v. Ralph Lindner, Christiane Mennicke et al., Dresden 2004, S. 71–108, S. 101; siehe URL: <https://www.krzyzstofowodiczko.com/public-projections/#/new-gallery-27/>.
- 41 Interview von Dirk Halbrodt mit Rudolf Herz, August 2004; [http://www.ortstermine-muenchen.de/archiv/seiten\\_2004/projekte\\_2004/lenin\\_on\\_tour.html](http://www.ortstermine-muenchen.de/archiv/seiten_2004/projekte_2004/lenin_on_tour.html). Siehe Rudolf Herz - Lenin on tour (Ausstellungskatalog; Museum Ludwig, Köln) hg. v. Dirk Halbrodt, Göttingen 2009.
- 42 Bruckner, Dietmar: Asyl für Lenin und Tito, in: Die ZEIT, 15.05.1992.
- 43 Richter, Peter: Stalins Gastspiel in Gundelfingen. Schwäbischer Unternehmer stellt russische Kolossalstatue auf, in: Süddeutsche Zeitung, 01.02.1992. Siehe auch: Marx und Lenin für den Freizeitpark. Der schwierige Umgang mit den DDR-Monumentalstatuen, in: Der SPIEGEL, 25.10.1993, S. 106–111.
- 44 Helfricht, Jürgen: Modrow will Lenin zurück!, in: BILD (Dresden), 08.06.2017.
- 45 Herz, Rudolf: Lenins Lager, Berlin 1992, S. 5.
- 46 Baumann-Hartwig, Thomas: Stadt Dresden bietet nicht für Lenin mit, Dresdner Neueste Nachrichten, 15.06.2017; URL: <http://www.dnn.de/Dresden/Lokales/Stadt-Dresden-bietet-nicht-fuer-Lenin-mit>.
- 47 URL: [http://online.auktionspunkt.de/de/ap170513\\_historische\\_sculpturen/a/31](http://online.auktionspunkt.de/de/ap170513_historische_sculpturen/a/31).
- 48 Sasse, Susanne: Kuriose Auktion scheitert: Keine Gebote für Diktatoren-Statuen, 19.06.17; URL: <https://www.merkur.de/bayern/kuriose-auktion-scheitert-keine-gebote-fuer-diktatoren-statuen-8412795.html>.
- 49 URL: <https://docplayer.org/34961241-Sperrfrist-13-uhr.html>.
- 50 Stäuble, Claudia: Comeback für Lenin?, in: SPIEGEL online, 01.08.2005; URL: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/denkmalpflege-comeback-fuer-lenin-a-367826.html>.
- 51 Rink, Tiemo: Lenin ist jetzt Spandauer, in: tagesspiegel.de, 10.09.2015; URL: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/denkmal-kopf-aus-berlin-koepenick-lenin-ist-jetzt-spandauer/12301572.html>.
- 52 Schütz, Jutta: Lenin-Kopf ruht in der Zitadelle Spandau, in: rp-online.de, 28.04.2016; URL: [https://rp-online.de/kultur/lenin-kopf-ruht-in-der-zitadelle-spandau\\_aid-19741181](https://rp-online.de/kultur/lenin-kopf-ruht-in-der-zitadelle-spandau_aid-19741181).
- 53 Petzet 1994, S. 12.
- 54 Der Kopf des Lenin-Denkmal – ein zentrales Exponat der Ausstellung „Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler“, Pressemappe des Bezirksamtes Spandau von Berlin, 10.09.2015, S. 4.
- 55 Seeking, Björn: Der Lenin-Kopf ist Spandauer – ab April, in: tagesspiegel.de, 05.01.2016; URL: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/bezirke/spandau/berlin-spandauer-lenin-kopf-ist-spandauer-ab-april/12785902.html>.
- 56 Nehls, Anja: Auf der Suche nach Lenin, Deutschlandfunk Kultur Länderreport, 04.10.2017; URL: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/denkmaeler-in-berlin-auf-der-suche-nach-lenin.1001.de.html?dram:article\\_id=397374](https://www.deutschlandfunkkultur.de/denkmaeler-in-berlin-auf-der-suche-nach-lenin.1001.de.html?dram:article_id=397374).
- 57 Thaa, Lotte: Rezension zu: Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler. 29.04.2016, in: H-Soz-Kult, 11.06.2016; URL: [www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-244](http://www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-244).
- 58 Zimmer, Dieter E., 1991 (wie Anm. 12).